

Von der Arbeit zur Tätigkeit

KARL-MARTIN DIETZ: **Führung: Was kommt danach? Perspektiven einer Neubewertung von Arbeit und Bildung**, KIT Scientific Publishing, Karlsruhe 2011, 56 Seiten, 12,90 EUR (kostenloser Download unter <http://digbib.ubka.uni-karlsruhe.de/volltexte/1000021693>).

Dass wir uns längst auf dem Weg von einer fremdbestimmten Arbeits- hin zu einer selbstbestimmten Tätigkeitsgesellschaft befänden, mit der es in Zukunft noch mehr ernst zu machen gelte, wurde etwa der liberale Vordenker Ralf Dahrendorf nicht müde zu betonen. Dieses Individualisierungsphänomen und seine Folgen für den betrieblichen sowie außerbetrieblichen Leistungs- und Lebenszusammenhang hat auch Karl-Martin Dietz immer wieder untersucht – nicht zuletzt in *Jeder Mensch ein Unternehmer*.¹ An Gedanken aus dieser Publikation anknüpfend, führt Dietz hier nun etliche Fäden zusammen und erweitert diese um einen Ausblick, der Horizonte einer »neuen Bildung« aufzeigt.

Dass der Mensch im 20. Jahrhundert in der Arbeitswelt nicht nur als ein physisch an den Prozessen Beteiligter, sondern als ein ebenfalls mit Gefühlen und Gedanken Begabter in Erscheinung tritt, korrespondiert mit dem Umstand, dass auf all diesen Ebenen Elemente geschaffen werden – Dietz nennt sie »Aporien der Führung« –, die auf eine Manipulation der physischen, seelischen und geistigen Bedürfnisse des Menschen abzielen. Will man diesen humanen Bedürfnissen jedoch aufrichtig begegnen, »stellt sich die Frage, wie in dem Bereich, den man bisher ›Führung‹ nannte, ein Element der individuellen Freiheit vorherrschend werden kann«.

Freiheit in der Arbeitswelt zwar nicht garantieren, aber vielfach ermöglichen würde, so Dietz, ein bedingungsloses Grundeinkommen. Vormals gewährte Autonomie könnte sich zu *gestalteter* fortbilden, die nicht nur die Frage *Was darf ich?* und *Was kann ich?*, sondern auch *Was will ich?* ins Bewusstsein nehmen lässt. Zudem könnten die salutogenetischen Aspekte der Verstehbarkeit, Handhabbarkeit und Sinn-

haftigkeit der Welt und der eigenen Biographie gesunder zusammenwirken.

Für das Zusammenwirken mit anderen Menschen diskutiert Dietz einige Haltungen einer dialogischen Führungskultur, in der eine gemeinsame Logos-Orientierung Situation und Person im Erkenntnisbemühen umschließt. Spannend ist nun, »dass scheinbar disparate Phänomenbereiche, nämlich die Führungssituation in Unternehmen, Arbeitslosigkeit, Grundeinkommen, Gesichtspunkte der Salutogenese und Dialogische Kultur auf einen gemeinsamen Punkt hinauslaufen: darauf, dass die Zukunft auf der aktiv ergriffenen und originär gestalteten ›Autonomie‹ des einzelnen Menschen beruht. Damit aber wird diese im Wesentlichen zu einer Sache von ›Bildung‹«.

Abschließend formuliert Dietz einen Blick auf eine »neue Bildung«, der sich zu den sonstigen Ausführungen als Ergänzung ebenso wie als Fundament ausnimmt: »Traditionell heißt ›Lernen‹, fertige Vorstellungen oder Methoden zu rezipieren. In Zukunft geht es um ein Entwicklungswissen und um die Fähigkeit, die Prozesse des Wissenserwerbs autonom zu gestalten.«

Die von Dietz in dieser Schrift vorgestellten Gedanken sind keine neuen, sie finden sich an anderen Stellen ausführlicher vom Autor dargestellt. Jedoch ist die hiesige Zusammenstellung eine gelungene Verdichtung, die zudem längst überfällige Bildungsfragen nicht ausklammert, sondern einbezieht.

Philip Kovčé

1 Karl-Martin Dietz: *Jeder Mensch ein Unternehmer. Grundzüge einer dialogischen Kultur*, Karlsruhe 2008.

Heilende Möbelgestaltung

REINHOLD J. FÄTH: **Dornach Design. Möbelkunst 1910 bis 2010**, Futurum Verlag, Dornach 2011, 272 Seiten, 64 EUR.

Wer mit Hobel, Säge, Schleifklotz, Schnitzmesser oder Stechbeitel gearbeitet hat, der weiß, wie viel von ihm als Mensch – durch seiner Hände Arbeit – in ein Werkstück einfließt. Er macht aber zugleich auch die Erfahrung, wie sehr ihn die maschinelle Fertigung von Möbeln

von der Lebendigkeit, die aus einem Werkstück spricht, das durch seine eigenen Hände gegangen ist, entfremdet – dadurch, dass die Maschine ihm die Schwere der Arbeit abnimmt. Hinzu kommt die Frage der Entstehung einer bestimmten Form und ihre tiefere Wirkung auf das menschliche Wesensgliedergefüge. Dass Formen immer – auch jenseits der Ebene des Geschmacks – wirken, ist seit langem bekannt, wie dies Christian Rittelmeyer für die Schulbauten schon in den achtziger Jahren exemplarisch aufzeigte. Elementar scheint in der Gegenwart demgegenüber die Frage, wie sich eine Wahrnehmungsfähigkeit bilden lässt, die das Wesentliche einer Form – zum Beispiel eines Möbels – vor dem Urbild des dreigliedrigen Menschen exakt zu erfassen vermag.

Blickt man unter diesen Gesichtspunkten auf *Dornach Design*, das dritte Buch von Reinhold J. Fäth, der sowohl Schreinermeister, Heiltherapeut als auch Dozent ist, so dürfte sich rasch zeigen – schon etwa beim Blättern und Stöbern in den über 600 Abbildungen –, dass hier etwas Besonderes gelungen ist. Am Beispiel der »Möbelkunst [von] 1911 bis 2011«, wie der Untertitel des großzügig ausgestatteten Bandes lautet, rettet der Autor den durch Rudolf Steiner begründeten Gestaltungsimpuls in Kunst und Architektur vor dem Vergessen. Er dokumentiert, soweit das angesichts der Fülle des von ihm in aller Welt recherchierten Materials in nur einem Buch möglich ist, was es an »anthroposophischer« Möbelkunst gab und inwiefern der im »Dornach Design« wirksame Gestaltungsimpuls – bei einzelnen Werkmeistern – bis in die Gegenwart hinein lebendig ist. Es werden ausgewählte Werke von zwanzig Künstlern, unter ihnen interessanterweise viele Architekten, in einzelnen Kapiteln vorgestellt, wobei solche über »Camphill«, »Namen ohne Werke«, »Werke ohne Namen«, »Gegenwart« sowie das grundlegende Einleitungskapitel »Goethenianum-Stil und Antibauhausdesign« einrahmend hinzukommen. Ich habe dieses Buch unlängst dem Werkstattleiter einer größeren Schreinerei in Berlin gezeigt, der von der Qualität der präsentierte Möbel gelinde gesagt betroffen, ja schockiert war, da er – in Nichtkenntnis

der historischen Wirklichkeit des anthroposophischen Gestaltungsimpulses – ermessen konnte, welche Intensität handwerklichen und formkünstlerischen Gestaltens sich in den Arbeiten eines Hans Itel (1898-1988), Max Sigler (1904-1944), Paul Bay (1891-1952), Oswald Dubach (1884-1950), Enjar Eising (1909-1995), Fritz Schuy (1891-1983) oder Wharton Esherick (1887-1970) – um nur einige zu nennen – manifestiert.

Interessiert man sich für die Intensität des künstlerischen Ringens um menschengemäße Formgestaltungen eben dieser Menschen, und das vorliegende Buch bietet vielfachen Anlass dazu, so wird man die in dem wichtigen Einleitungskapitel genannten Stilskriterien – nämlich: »Unsichtbares Wie«, »Gefühl und Farbe«, »Liebevoller Zuneigung«, »Organik und Ökologie«, »Lebendige Flächen«, »Oberer Abschluss«, »Geometrie und Pentagon«, »Formen des kristallisierten Ätherleibes«, »Niedersinken und Sprechen übersinnlicher Wesenheiten«, »Sichtbare Musik« und »Gleichgewicht« – mit großer Aufmerksamkeit und innerer Anteilnahme zur Kenntnis nehmen. Sie bilden als ein Ganzes sowohl die Grundlage als auch den Schlüssel für das Verständnis der in Frage stehenden Möbelkunst des »Dornach Design«.

Designqualität wird heute gerne daran bemessen, ob sich eine Form am »Markt« bewährt. Zwar wird dadurch die Resonanz dokumentiert, die eine bestimmte Formgestaltung in Menschen erfährt, nicht jedoch die Frage beantwortet, ob die entsprechende Form heilsam oder die seelisch-geistige Entwicklung des Menschen eher behindernd wirkt. Darum aber ging es jenen möbelkünstlerisch tätigen Menschen, über die gesondert jeweils Werkmonographien zu verfassen nach Erscheinen des Bandes »Dornach Design« nun Aufgabe der Kunst- und Kulturgeschichte ist. Was der Autor an Möbeln entdeckt und in einigen Fällen vor der Zerstörung bewahrt hat, dürfte selbst mit dem anthroposophischen Gestaltungsimpuls Vertraute erstaunen. Und noch ein anderes stellt der Autor heraus: »Der Begriff »Antibauhausdesign« kennzeichnet eine Designposition, die künstlerisch individualistisch in Opposition zum Geist ei-

ner reduktionistischen ›Bauhaus‹-Ideologie der ›guten Form‹ steht, deren Adoranten den wiedergefundenen afrikanischen Bauhaus-Stuhl vermutlich lieber als anthroposophischen Stuhl deklariert sähen« (S. 15). Durchschreitet man die durch Bauhaus-Ideologie oder Ikea-Design im 20. Jahrhundert geschaffene Schwelle im eigenen Bewusstsein, so wird die von Reinhold Fäth in Jahren intensiver Arbeit präsentierte Möbelauswahl zu einem Erlebnis – und Anlass für eigene Forschung.

Dabei spielt es weniger eine Rolle, ob mir ein Möbel auf den ersten Blick gefällt oder nicht, sondern es erweist sich entscheidend, ob ich mit den anthroposophischen Stilkriterien, die keineswegs im Sinne eines abstrakten Kanons starr sind, bei der Betrachtung von Möbeln – ich meiner sogar solcher aller Zeiten – zu arbeiten lerne. Denn der Autor selbst konstatiert, dass er zuweilen bei der ersten Begegnung mit der Formensprache eines von ihm entdeckten Möbelstückes befremdet war und erst bei hartnäckiger Beschäftigung – oder durch den spontanen Beifallszuruf seiner kleinen Tochter beim Anblick desselben – auf seine gleichsam wie unter der Oberfläche des Sichtbaren lagernden Wesensqualitäten aufmerksam wurde. Ein überder Umgang mit der Formensprache von Möbeln scheint heute angesichts beliebiger Formenproduktion via Computer höchst aktuell, da die Bezeichnung »anthroposophisches« Möbel schnell im Sinne eines Labels, das man scheinbar begriffen hat, verwendet wird, wie ich selbst mehrfach in Gesprächen erfahren habe; wobei die von Reinhold Fäth herausgearbeiteten Stilkriterien unbekannt und ausgeklammert bleiben. Damit enthält sich der Designer und der an schöner Gestaltung interessierte Mensch etwas vor, wozu das Buch »Dornach Design« ermuntern möchte: Die Heranbildung der Fähigkeit, die heilsame von der schädigenden Form selbst unterscheiden zu lernen.

Dem möglichen Ideologievorwurf, dem sich auch der Rezensent mit seiner Sicht auf das »Dornach Design« gewiss leicht aussetzt, begegnet der Autor, indem er diesen Begriff im Vorwort positiv fasst, und am Ende nochmals, wenn er der Hoffnung Ausdruck verleiht, mit

seinem Buch das verbreitete Vorurteil ausgeräumt zu haben, dass Kunst, der eine Mission eigen ist, notwendigerweise der Qualität entbehren müsse.

Es scheint mir im Sinne des Autors zu sein, wenn das bemerkenswerte Buch nicht nur gelesen (und dann in den Schrank gestellt) wird, sondern es Menschen in ihrer Sicht auf die schöne Form des gestalteten Umfelds irritiert, beunruhigt und dadurch wieder zur Erkenntnis der Grundlagen des viel gescholtene »Dornach Design« in der Gegenwart neu vordringen lässt.

Matthias Mochner

Über das Geistige in der Nachhaltigkeit

HILDEGARD KURT: **Wachsen! Über das Geistige in der Nachhaltigkeit**, Johannes M. Mayer Verlag, Stuttgart 2010, 224 Seiten, 19,80 EUR.

Die Bezugnahme auf die 1912 erschienene Schrift des Malers Wassily Kandinsky *Über das Geistige in der Kunst* ist Programm: Mit seiner abstrakten Formensprache »forschte Kandinsky nach jenem immateriellen Urgrund der Welt, wie er kurz darauf auf dem Terrain der Naturwissenschaft mit der Quantenmechanik erahnbare werden sollte«. So sind neben Künstlern von der klassischen Moderne bis zur Gegenwart auch Physiker wie Einstein, Heisenberg, Hans-Peter Dürr und Arthur Zajonc wichtige Protagonisten dieses Buches. Die Berliner Kulturwissenschaftlerin Hildegard Kurt entwickelt in sieben aneinander anknüpfenden Essays einen neuen Wachstumsbegriff, der nicht die Akkumulation von Wissen, Besitz und Macht beinhaltet, sondern von der Möglichkeit des Menschen ausgeht, innerlich zu wachsen, neue Organe der Wahrnehmung zu entwickeln und Fähigkeiten zu auszubilden. Wachstum, Entwicklung und Metamorphose werden hier als Prinzipien verstanden, die dem Werden der Welt zu Grunde liegen und nun zur Aufgabe des Menschen gegenüber sich selbst geworden sind. Auf der Grundlage einer liebenden Zuwendung zur Welt werden offene Gestaltungen

veranlagt, die schon vom Entstehungsprozess her nicht machtvolle Setzungen sind, sondern Mensch und Natur zusammenklingen lassen: »Könnte es vielleicht sein, dass wir wider allen Augenschein in diesem Jahrhundert in der Lage sein werden, die Idee ›Wachstum‹ gewissermaßen zu erlösen?«

Beispielhaft geht Hildegard Kurt auf die in einem nachhaltigen, geistigen Sinne »wachsenden Skulpturen« des Schweizer Künstlers George Steinmann ein, der die Betroffenen stets zu Beteiligten seiner Projekte in der Kulturlandschaft macht und so neue Entwicklungen anstößt – nach innen wie nach außen: durch Bahnung von Wegen, Bau von Brücken oder Bereitstellung von Räumen, und zwar jeweils auch im übertragenen Sinne. Grundlage ist für ihn sein eigener achtsamer Umgang mit den Menschen sowie der Natur und ihren Substanzen, der ihn zu neuen Wissens- und Erkenntnisformen führt.

Der plastische Prozess ergreift hier »nicht mehr nur physisches, sondern auch geistiges und seelisches Material« und wird dadurch bis ins Soziale wirk- und heilsam – ganz im Sinne der »Sozialen Plastik« von Joseph Beuys, dem zentralen Protagonisten für geistige Nachhaltigkeit, an den auch die englische Künstlerin Shelley Sacks anknüpft, die Kurt unter dem Motto »Rückkehr zum lebendigen Selbst« vorstellt.

Es geht der Autorin darum, »Gedanken zu entwickeln, deren Evidenz eher in sich selbst gründet, anstatt aus der argumentativen Abtrennung von anderem hervorzugehen«. Entsprechend sammelt sie in ihrem Buch viele verschiedene Ansätze zu einer im Geistigen gründenden Nachhaltigkeit und verwebt sie so miteinander, dass spürbar wird, wie sie tatsächlich *einem* Geiste entspringen. Das Spektrum reicht von Goethe und Schiller über Vertreter der Klassischen Moderne wie Kandinsky und Klee, die genannten Gegenwartskünstler bis hin zu Wissenschaftlern, die aufgrund ihrer Forschungen an die Grenze von Reduktionismus und Materialismus gestoßen sind. Neben den erwähnten Physikern ist hier auch der Biologe und Theologe Günter Altner zu nennen. Dazu kommen Sozialgestalter wie Ibrahim Abouleish

(Sekem) und Otto Scharmer (Theorie U). Viele der Protagonisten beziehen entscheidende Impulse aus der Anthroposophie Rudolf Steiners, so Beuys, Zajonc, Sacks oder Abouleish. Diese selbst wird jedoch merkwürdigerweise kaum berührt – vielleicht aus einer Angst, wieder in das Fahrwasser einer ausschließenden Lehre zu geraten. Doch gerade die genannten Personen zeugen davon, dass diese Gefahr nicht in der Anthroposophie selbst begründet ist.

So vollzieht Hildegard Kurt eine kreisende, vieles zusammenführende Bewegung, die sich ganz in den Dienst der Sache stellt, deren gestaltendes Zentrum – die Autorin selbst – jedoch etwas im Verborgenen bleibt. Es gibt allerdings ein zentrales Motiv, mit dem sie sich involviert: Immer wieder deutet sie Schwellenerfahrungen auf den beschriebenen Wegen an. Das beginnt mit der zunächst möglicherweise lähmenden Erfahrung, »dass man im Innersten frei ist ... Liegt darin doch eine Verantwortung, die ich an niemanden delegieren kann.« Und es gipfelt in intimen eigenen Erfahrungen aus dem Bereich, den Joseph Beuys die »Todeszone« nennt, wo das Sterben zur Schule des Lebens wird. Hier beginnt ein Denken, das nicht mehr aus der Vergangenheit, sondern aus der Zukunft kommt. So kann sie die Gegenwart als ein Feld des produktiven Ringens charakterisieren, in dem auch immer das Scheitern droht: »Beides also zugleich: das Unheil und das Heilende; die Kräfte des Beharrens und die einer sich wandelnden, zukunftsfähigen Zivilisation. Und zwischen den beiden Polen das Terrain, wo all dies miteinander ringt, auf Leben und Tod und mit offenem Ausgang, in der äußeren Welt wie in der inneren: Hilflosigkeit und Engagement, enden und neu beginnen. Ein Spannungsfeld, das Entwicklung erfordert und alle Augenblicke zu überfordern droht – das ist die Gegenwart.« Hier hilft tatsächlich nur eins: »Wachsen!«

Stephan Stockmar

Von der Wiederkunft Christi

MICHAEL FRENSCH: **Die Wiederkunft Christi. Meditative Betrachtungen zum Bewusstseinswandel in der Gegenwart**, Band 1, Novalis Verlag, Quern-Neukirchen 2011, 236 Seiten, 29,50 EUR.

Mit der Anthroposophie schuf Rudolf Steiner eine Verständnismöglichkeit für die Wiederkunft Christi im Ätherischen, die er für unsere Zeit voraussagte. In den acht meditativen Betrachtungen des vorliegenden Buches bemüht sich Michael Frensch um eine Brücke zwischen Anthroposophie und traditionellem Christentum. Hierzu geht er besonders auf das anthroposophische Menschenbild und von Steiner angegebene Meditationen ein.

In allen vier Evangelien ist die Wiederkunft Christi angekündigt. Besonders um das Jahr 1000, als die Fresken der Kirche Sankt Georg auf der Bodenseeinsel Reichenau gemalt wurden, erwartete man die Erfüllung dieser Prophezeiungen. Sind sie nur verbildlichte Bibelstellen, fragt Frensch, oder teilen sie Verborgenes mit? Auf dem »Wiederkunftsfresko« *Parusie* über dem einstigen Eingang zur Westapsis thront Christus in der Mandorla, um ihn Maria und ein Engel. Dazu rechts und links je sechs Männer mit Büchern, über ihnen vier Engel. Unter der Mandorla ein gemalter Torbogen mit Christus am Kreuz: das »Tor des Todes«. Auf der Rückseite der Mauer ist das Weltgericht dargestellt. So spricht sogar die Mauer davon, »dass Wiederkunft und Weltgericht zwei Seiten ein- und desselben Geschehens sind«. In vier Sphären des Gesamtbildes (Tor des Todes, Jüngstes Gericht, Logik der Buchebene, reiner Geist) wird ein vierstufiger Aufstieg in die geistige Welt gezeigt. Weiterhin betrachtet Frensch an Hand des Matthäusevangeliums Wort für Wort die kosmischen Begleiterscheinungen der Wiederkunft Christi. Auch vergleicht er die Abschiedsreden Jesu mit den Erfahrungen einzelner Menschen am Rande des Nachtodlichen. Beim Aufstieg des Menschen nach dem Tod tritt ihm der Christus entgegen; dabei werden »die Mysterien des Aufstiegs und des Abstiegs zu-

sammenkommen und eins werden«. Und warum die Mandorla? Anhand von Kreisen, die sich aufeinander zu bewegen und überschneiden, wird deutlich, wie der neu entstandene Raum das Geistige im Körperlichen birgt. Der rhythmische Wechsel von *vita activa* und *contemplativa* hilft, ihn zu entwickeln.

Marias kontemplative Haltung ist bereit, die Verkündigung aufzunehmen. Meditation richtet »... die wachsende, zu immer weiterer Steigerung fähige Aufmerksamkeit auf eine Botschaft aus der Welt des Geistes ...«. Dazu ist eine Verwandlung des Denkens notwendig. Im Alltagsleben wirkt die formale Logik, der die Freiheit wesensfremd ist. Die Gesetze der moralischen Logik gehören einer höheren Qualität an. Wir steigen auf, indem wir unseren Intellekt der Stimme des Herzens öffnen. »Denn alles, was seinen Höhepunkt erreicht hat und an seine Grenzen stößt, muss sich wandeln. Verwandelt es sich nicht, so steigt es ab ...«

Die Fresken der linken Wand im Kirchenschiff zeigen die Heilung des Besessenen von Gerasa und des Wassersüchtigen, die Stillung des Sturmes und die Heilung des Blindgeborenen; die gegenüberliegenden werden im zweiten Band betrachtet: Heilung des Aussätzigen und die Auferweckung des Jünglings zu Nain, der Tochter des Jairus und des Lazarus.

An Heilung, Totenerweckung und froher Botschaft erkannte man den Christus auf Erden. Woran wird man ihn bei der Wiederkunft erkennen? Frensch beginnt, auf jede Einzelheit achtend, die Fresken zu lesen, wobei er sie mit mutmaßlichen Gedanken der Reichenauer Maler verbindet. Es ist aufregend zu verfolgen, wie so die Krankheitsbilder im Hintergrund gleichzeitig die Heilung offenbaren. Eine frappante Übersicht lässt erleben, wie die Elemente Erde, Wasser, Luft und Feuer dazugehören. Dieser Innenraum ist wie eine »Entfaltung« des Wiederkunftsfreskos. Steht der Betrachter wirklich dort, erlebt er sich in einem Raum, in dem alles aufeinander bezogen ist und sich beim Vorwärtsgehen in imaginativer Weise verändert. Zugleich bildet sich *in ihm* ein neuer, gesunder Raum.

Dieses Erlebnis setzt der Autor in Beziehung zu

meditativen Übungen des Anonymus d'Outre Tombe (*Die Großen Arcana des Tarot*). Es geht um Ruhe, selbstbestimmte Initiative, ähnlich den von Steiner angegebenen Übungen zur Entwicklung von *vita activa* und *contemplativa*.

Bei der Betrachtung von Christi Heilswirken im Ätherleib wird der Leser anfänglich mit Gedanken des französischen Philosophen Henri Bergson vertraut gemacht. Frensch selbst erlebte ein außergewöhnliches Naturschauspiel, das ihm eine Ansicht des Ätherischen vermittelte. Von hier aus führen seine Gedanken zu Systole (Verdichtung) und Diastole (Lösung), die im Puls des universalen Lebens schwingen.

Tröstung und Freiheit kündigen die Wiederkunft Christi an. Frensch spricht von wahren und falschen Christusbegegnungen; seine Warnung betrifft eine geistige Sphäre, die dem Ich-Bewusstsein näher ist als die authentische geistige Welt.

Frensch betont, dass einige Überlegungen zu den Fresken auf Annahmen beruhen, die wahrscheinlich sind, aber nicht zutreffen *müssen*. Das Ergebnis erscheint jedoch stimmig. In verblüffenden und einleuchtenden Gedankengängen beschreibt er die originalen Fresken, wie sie heute sichtbar sind. Farbige Fotos, dazu Aquarelle von Karl Hublow unterstützen die Anschauung. Wesentlich sind genaues Hinschauen, Wahrnehmen und das vorläufige Stehenlassen von Unverständlichem. Indem Frensch dann alle Fragen nebeneinanderstellt, ergibt sich eine innere, geistige Führung des Textes. Diese dann am Bild erlebte »Beweisführung« ist atemberaubend.

Auch in seiner äußeren Form ist das Buch ein Beispiel rhythmischer Gestaltung mit seinem Wechsel von Bild und Schrift, letztere in schönem, verschiedenartigem Satz. Hat man es mit Zögern zur Hand genommen, etwa weil einem die Materie fremd war, ist dies nach wenigen Seiten vergessen. Schritt für Schritt führt Michael Frensch auch den unkundigen Leser in die grandiose Welt der christlichen Esoterik ein. Tausendjährige Fresken beginnen zu sprechen! An diesem Buch muss man arbeiten, es fällt einem nicht zu. Eine meditative Kostbarkeit, zeigt es gleichzeitig, dass überliefertes Chris-

tentum und Anthroposophie nicht in Konflikt stehen. Der zweite Band (voraussichtlich 2012) wird die Betrachtungen fortführen und dabei auf die Erscheinungsweisen des Christus eingehen.

Michael Frensch (geb. 1948) studierte Philosophie, Romanistik und Kunstgeschichte in Paris und München. In Artikeln seiner Zeitschrift *Novalis* und in Büchern hat er Kunstwerke auf meditative Weise befragt. Stellvertretend seien hier die Werke *Seurats Brücke* und *Wie öffnet sich das große Portal?* (Chartres) genannt.

Maja Rehbein

Paulus-Brevier

JOHANNES LENZ: **Und ich zeige euch einen Weg, höher als alle anderen: Ein Paulus-Brevier**, Verlag Urachhaus, Stuttgart 2011, 90 Seiten, 9,90 EUR.

Die frühesten schriftlichen Zeugnisse des Christentums im Kanon des Neuen Testaments sind die Briefe des Apostels Paulus, sie sind ab den fünfziger Jahren des ersten Jahrhunderts entstanden. – Das Christentum hat zwar »begonnen als Religion« (Rudolf Steiner), ist aber gerade nicht von Jesus Christus schriftlich fixiert worden; geschrieben haben andere. Die vier Evangelien zeigen verschiedene Wege zur Christus-Erkennntnis und -Erfahrung auf, in ähnlicher Weise sind die Briefe des Paulus anzuschauen. Sie sind als Offenbarung nicht losgelöst von ihrem Verfasser zu sehen: Offenbarung Christi, aber vermittelt durch eine bestimmte Persönlichkeit, individualisiert durch den weithin besonderen Weg, auf dem der Apostel vom Verfolger zum Missionar Christi wurde. Da der Zugang zu den Paulus-Briefen zunehmend schwerer fällt, hat Johannes Lenz seinen beiden Büchern über *Die Taten der Apostel* (1992) und die Schicksalsverbindung von *Stephanus und Paulus* (2008) nun ein weiteres Buch hinzugefügt, ein »Paulus-Brevier«. In diesem soll der Einstieg in die paulinische Gedankenwelt dadurch erleichtert werden, dass besonders markante Abschnitte, ja teilweise nur einzelne Sätze aus den Briefen mit kurzen Erläuterungen versehen zusammengefasst sind.

Die Auszüge sind nicht thematisch, sondern der Ordnung der Briefe folgend zusammengestellt. Eine kurze Einführung geht voraus, in welcher Leben und Wirken des Völkerapostels kurz skizziert werden; auf die Briefstellen folgen abschließend noch die eindrucksvollen Selbstzeugnisse des Apostels. Überdies finden sich etliche Drucke, auf denen Lebensszenen und Portraits des Paulus von alten Meistern den Eindruck vervollständigen. Alle Erläuterungen und Kommentare zu den Briefstellen sind von Johannes Lenz kurz gehalten, um die gewichtigen Paulusworte im Vordergrund zu lassen, sie sind somit als Anregung zur gründlichen Beschäftigung zu verstehen. Daraus wird deutlich, dass das Buch vor allem zur Erstbegegnung anleiten will; die einschlägigen Kommentare zu den Büchern des Neuen Testaments schrecken ja viele schon allein durch ihren Umfang ab. Doch auch diejenigen, die schon ein wenig mit den Briefen vertraut sind, werden angehalten, manches, worüber man im Kontext allzu leicht hinweglesen mag, gründlicher aufzunehmen und zu bedenken.

Es ist diesem Buch zu wünschen, dass es in beiden Gruppen freudige und dankbare Leser findet.

Johannes Roth

Essenertum und Rudolf Steiners Jesulogie

CHRISTOPH RAU: **Die beiden Jesusknaben und die dreifache Messiaserwartung der Essener**, Mayer Verlag, Stuttgart 2010, 136 Seiten, 16,80 EUR.

Nach groß angelegten Studien über die vier Evangelien des Neuen Testaments hat Christoph Rau, Priester der »Bewegung für religiöse Erneuerung« (Die Christengemeinschaft), im vergangenen Jahr eine kleinere, doch gehaltvolle Untersuchung über die Messiaserwartungen im Alten Testament, insbesondere bei den Essenern, und die neue Sicht auf den Christus Jesus, wie Rudolf Steiner sie eröffnete, vorgelegt. Es sei gestattet, von Steiners »Jesulogie« zu sprechen, die einzigartig ist, indem

sie die abweichenden Berichte über die Geburt des Jesus von Nazareth – im Lukas-Evangelium – und die des Jesus von Bethlehem – im Matthäus-Evangelium – als Berichte über die Geburt tatsächlich zweier verschiedener Jesusknaben verstehbar macht.

In seiner Arbeit über *Die beiden Jesusknaben und die dreifache Messiaserwartung der Essener* stellt Rau glaubhaft dar, wie gravierende Widersprüche zwischen den beiden genannten Evangelien nur dann befriedigend aufgelöst werden können, wenn man zwei unterschiedliche Kindheitsgeschichten faktisch gelten lässt. Als ein Beispiel sei – neben den abweichenden Stammbäumen – auf den furchtbaren bethlehemitischen Kindermord unter Herodes und die Flucht der heiligen Familie nach Ägypten bei Matthäus verwiesen: Ereignisse, von denen sich bei Lukas nicht die geringste Spur findet.

Rau verdichtet im Verlauf seiner Betrachtungen Indizien, die für eine plausible Historizität der parallel laufenden Kindheitsgeschichten sprechen, welche mit dem zwölfjährigen Jesus im Tempel in dem einen Lebens- und Leidensweg des Jesus von Nazareth, des späteren Christus, ihre gemeinsame Fortsetzung finden. Durch akribische Reflexionen über die Schriftüberlieferung – auch die Apokryphen zieht Rau gern heran – sowie über bestimmte historische Daten bahnt sich der Verfasser den Weg zu einer Art von »relationalen Datierung« der beiden Kindheitsgeschichten, ohne absolute Jahreszahlen und dahin gehend, dass zwischen der Geburt nach Matthäus und der nach Lukas nur ein knappes Jahr Zeit verstrichen sein kann. Er setzt sich dabei bewusst von Ergebnissen ab, die Rudolf Steiner vorgetragen hat, als er von einem zeitlichen Abstand zwischen beiden Geburten von »einigen Monaten« gesprochen hat. Dazu schreibt Christoph Rau: »Manchen Leser wird irritieren, dass wir Rudolf Steiners Sicht nach den Angaben der alten Quellen in Bezug auf die zeitliche Reihenfolge teilweise korrigieren mussten. Wer jedoch Ernst macht mit Steiners genereller Anweisung, man möge seine Ausführungen unvoreingenommen an den Tatsachen prüfen, wird nach reiflicher Überlegung nicht umhin können, die Konsequenz unserer

Folgerungen anzuerkennen ...« (S. 108).
 Besonderes Interesse verdient die Studie Raus wegen der Verknüpfung der neuen Sicht auf die beiden Jesusknaben mit den konkreten Erwartungen auf eine bevorstehende Messias-Offenbarung bei den Essenern, jener frommen jüdischen Sekte, die erst durch die Aufsehen erregenden Funde des 20. Jh., am Toten Meer, in das Licht der archäologisch gestützten Geschichtswissenschaft trat. Eine Sekte, die bis dahin bloß literarisch, aus antiken Quellen (z.B. bei Flavius Josephus) bekannt war. Unter dem bedeutenden essenischen »Lehrer der Gerechtigkeit«, der etwa ein Jahrhundert vor Christus wirkte, konkretisierten die Essener nämlich die eher allgemein gehaltenen alttestamentlichen Messiaserwartungen zu drei markanten Erlösergestalten, die das Schicksal des Volkes Israel wenden würden: ein priesterlicher Messias aus dem Stamm Levi, ein königlicher Messias aus dem Hause David sowie ein messianischer Prophet. Durch die väterliche Linie sind zwar beide Jesusknaben Davididen, der Jesus des Lukas-Evangeliums entstammt mütterlicherseits jedoch dem Stamm Levi, d.h. der Linie der Priester seit Aaron.
 Hier setzt Christoph Rau mit seiner zentralen Einsicht ein, dass durch das Eins-Werden des mattheischen Jesus und des lukanischen Jesus der erwartete königliche Messias sowie der priesterliche Messias zusammentraten. Die Mission des Propheten wiederum ist unschwer auf Johannes den Täufer zu beziehen. Sein innerer Ort innerhalb der spirituellen Ökonomie der drei erwarteten messianischen Gestalten bewahrheitet sich, folgt man Rau, insbesondere aufgrund der tief gegründeten Wesensverbundenheit Johannes des Täufers mit dem Jesus des Lukas-Evangeliums. Auch dies berührt Geheimnisse, die zuerst Rudolf Steiner beleuchtet hat.
 Konnten auch die Essener immerhin drei konkrete messianische Gestalten unterscheiden, so vermochten sie vermutlich doch nicht die Erfüllung der lang gehegten Verheißungen in dem Christus Jesus anzuerkennen, dem Johannes als die »Stimme in der Wüste« vorausgeeilt war. Das geistige Ringen um die tiefere Wahrheit, die in dem Geschehen im Palästina der Zeiten-

wende zum Ausdruck kam, wie es zwischen den ersten Christengemeinden und den Essenern am Toten Meer hin und her gegangen sein mag, zeichnet Christoph Rau schließlich anhand der Aussagen des Hebräerbriefes über das Priesterkönigtum des Christus Jesus feinsinnig nach, welches über die Ordnung des Levi hinausweist und ihn nach der höheren Ordnung des Priesterkönigs Melchisedek fasslich macht. Rau sieht darin eine frühe Antwort der ersten Christen auf die Fragen und die Ratlosigkeit innerhalb der essenischen Gemeinde.

Insgesamt vermittelt die Schrift über *Die beiden Jesusknaben und die dreifache Messiaserwartung der Essener* Ansätze, die Geschichtlichkeit des Christusereignisses in wichtigen Punkten präziser zu verstehen. Den Leser erwartet allerdings eine anspruchsvolle Lektüre, bei der die vorgelegten Gedanken erst in zahlreichen Einzelschritten zu größerer Überzeugungskraft auflaufen. Die Vertrautheit mit der Christologie und Jesulogie Rudolf Steiners wird diese Lektüre gewiss erleichtern. Bei der Abweisung anderer Auffassungen, die etwa in der Frage der Datierung der beiden Jesus-Geburten zu deutlich differierenden Ergebnissen kommen, hätte man vom Autor etwas mehr Augenmaß erhoffen dürfen. So wäre es für den Leser beispielsweise hilfreich, die Ansicht, dass ganze fünf Jahre zwischen beiden Geburten gelegen haben könnten, zuerst aus den für diese Ansicht sprechenden Argumenten nachzuvollziehen, bevor Rau sie kurzweg als »längst widerlegt« (S. 48) abtut. Auch wäre es verdienstvoll gewesen, hätte Rau – wenn auch nur knapp – methodisch reflektiert, welche Bedeutung für ihn apokryphe Schriftquellen im Gegensatz zu den kanonischen Evangelien haben. Ohne solche Reflexion erscheinen sie dem Leser nun wie gleichrangig nebeneinander stehend. Auf Ganze gesehen aber überwiegt fraglos der Erkenntnisgewinn, den die Schrift bietet.

Klaus J. Bracker

Poesie der Demenz

ARNO GEIGER: **Der alte König in seinem Exil**, Carl Hanser Verlag München 2011, 189 Seiten, 17,90 EUR.

Man muss noch ziemlich jung sein, um von dem Problem nicht tangiert zu sein. So fand ich es als Kind oder Jugendliche nur etwas nervig, wenn meine Großmutter alle Minute dasselbe sagte und die einfachsten Dinge nicht mehr wusste. Und eher lustig war es natürlich, wenn der Hut im Kühlschrank lag. Später wird einem dann der ganze Ernst und Schmerz der Demenz bewusst – vor allem in der Phase, in der der Betroffene noch merkt, dass er seine Denk- und Geisteskraft und immer mehr die Orientierung verliert. Wenn der Mensch sich von sich selbst entfremdet, dann gebricht es einem an Trosteskraft. Bei allem guten Willen ist man hilflos und nicht selten froh, wenn man sich wieder verabschieden kann und diese Welt bis zum nächsten Mal ausklammern kann. Vielleicht fühlt man sich deshalb dann auch schuldig. Vor allem aber hat man Angst, später einmal genauso zu werden.

Arno Geiger hat ein Buch geschrieben, das durch seinen Titel – *Der alte König in seinem Exil* – und das Titelbild – ein freundlicher alter Herr hinter frischem Buchengrün – Trost verspricht. Wenn man nur richtig damit umgeht, dann eröffnet die Demenz vielleicht ganz neue Ebenen des menschlichen Miteinanders, solche, die jenseits der Rationalität und Pragmatik unseres Alltags liegen. Dann entdeckt man vielleicht eine ganz andere, geradezu weisheitsvolle Tiefe von Sätzen, die sonst keinen Sinn in unserer Kommunikation haben. Solche Sätze gibt es tatsächlich, und man wundert sich, woher sie auf einmal kommen – Sätze, die der Kranke ohne die Krankheit nie gesagt hätte. So war ich kürzlich sehr beeindruckt von dem Ausspruch einer mir sehr vertrauten demenzkranken Frau: »Vielleicht traut Gott mir ja mehr zu als ich mir selbst.« Oder ich frage mich nach dem geheimen Sinn ihres in letzter Zeit immer wiederkehrenden Satzes »Ach wie gut, dass niemand weiß, dass ich Rumpelstilzchen heiß.«.

Arno Geigers Vater scheint ein unerschöpflicher Quell ähnlicher Sentenzen und irgendwie surrealistisch anmutender Dialoge mit seinem Sohn zu sein. Auf die gelegentliche Frage an den Vater, ob er zufrieden sei, antwortet er: »Ich bin immer zufrieden. Ich war schon als Baby zufrieden.« – Ja, das Buch hat selbst eine freundliche und zufriedene Stimmung, bei allen auftretenden Schwierigkeiten. Diese Schwierigkeiten sind freilich immer schon gelöst, d.h. das eigentliche Problem bleibt einem als Leser erspart. So entsteht der Eindruck, es kann alles gar nicht so schlimm sein. Zuerst gefällt einem das bei der Lektüre. Es entlastet. Doch bleibt ein wenig das Gefühl des Märchenhaften und des benutzten Stoffs für ein Schreibprojekt.

Das Buch, das sich selbst keiner Gattung zuordnet, liest sich im Übrigen wie ein biographischer Roman mit eingestreuten Reflexionen über das Leben, die Krankheit, die Familie, über die Gesellschaft, deren Leistungsdruck gerade der so veränderte Zustand des Vaters eine Absage erteilt. Doch nach der anfänglichen Entspannung, die man verspürt, weil offenbar auch mit so beängstigenden Problemen wie der Demenz umzugehen ist, wird einem doch auch etwas unbehaglich ob der hier irgendwie in Szene gesetzten Krankheit, die sich so regelmäßig als tiefgründig und poetisch darstellt. Die Krankheit des Vaters ist eine Inspirationsquelle für den Schriftstellersohn. Nicht dass sie das nicht auch sein dürfte, aber das Ästhetische verselbständigt sich etwas zu sehr zu einer Poesie der Demenz, die nicht immer im Lot ist mit dem Ernst des Verlustes, den diese Krankheit bedeutet.

Ruth Ewertowski

Von Schwerekraft und Licht

JOHN BURNSIDE: **Versuch über das Licht**, Gedichte, Zweisprachige Ausgabe, aus dem Englischen und mit einem Nachwort von Iain Galbraith, Carl Hanser Verlag, München 2011, 144 Seiten, 14,90 EUR.

John Burnside ist Schotte und kam 1955 in der geschichtsträchtigen Kleinstadt Dunfermline nahe der schottischen Ostküste zur Welt. Heute

lebt Burnside in der Nähe seines Geburtsortes und lehrt an der Universität von St. Andrews am Firth of Forth. – Schottland, ein Land zwischen Schwerkraft und ständig wechselndem Licht, Nebel, Sonne und ziehenden Regenwolken, die sich entlasten wollen.

Burnside ist dem deutschen Leser bisher bekannt geworden durch seine Romane *Die Spur des Teufels* (2008), *Glister* (2009) und den autobiographischen Roman *Lügen über meinen Vater* (2011). In Großbritannien zählt er zu den bedeutendsten Lyrikern und auch Romanciers. Er hat mehr als elf Gedichtbände veröffentlicht und sieben Bände Prosa in Romanen und Kurzgeschichten. *Versuch über das Licht* ist der erste in deutscher und englischer Sprache vorliegende Gedichtband, eine Auswahl aus zehn in Großbritannien erschienenen Gedichtbänden Burnsides. Die Übersetzung des von der Westküste stammenden und selbst mehrfach preisgekrönten Germanisten Iain Galbraith bietet dem nur mit Schulenglisch bewaffneten Leser freudige Überraschungen und Staunen, denn das Englische ist mit dieser Hilfe leicht zu lesen.

Man begegnet dem Wetter, aufgeschreckten Wasservögeln und auf den nächtlichen Weiden satt gefressenen Rindern, die im Kegel der Scheinwerfer taumeln; schweigenden Schlössern, Vogelzügen, Eisregen und dem Klatschen einer Hand. Oder dem Geschenk einer Lieblingstante zum neunten Geburtstag: »ein deutsches Dorf, verschlossen in einer Glaskugel:«, das beim Schütteln im Schneegestöber verschwand. Er wohnte »monatelang in jenem letzten Haus/ vor der Brücke/ der Fluss vor meiner Tür/ Gespenster und Fledermäuse unterm Dach// Tannengeruch.« In diesem Gedicht, mit dem Titel: Das Klatschen einer Hand denkt er an eine höhere Ordnung, »an etwas Weites/ das uns alle hält und niemals fallen lässt//« Er denkt, es gäbe »ein einziges Wort/

geheiligt, rund wie eine Perle/.« In dem Vogelschwarm sieht er den Einklang, die Ordnung, auch wie die Vögel mit plötzlicher großer Geschwindigkeit eine Wolke bilden, ob Mauersegler, Seeschwalben oder Stare, die wie aus einer Wolke fallen und sich niederlassen. Er erinnert an den Mythos, bei dem jeder einen Zwilling hat, ein leichteres Selbst im Nebel, »das seinen Weg durch Fühlen kennt/ und zu uns findet/ im Regen/ oder in den frühen Morgenstunden.« In Burnsides Dichtungen finden sich mehrere Facetten. In dem Gedicht: *Nach Lukrez* klingt etwas Geheimnisvolles und Dunkles an. Hier geht es wie in dem Roman *Glister* um das Verschwinden und um eine Abwesenheit, die ein flüchtiger Blick zwischen zwei Leben entdecken kann. Es wird auch ein Moment beschrieben, wo jemand aus dem Nichts auftaucht und einen Mann berührt ohne Grund mit eiskalter Haut und »scharf wie eine Nadel«. Dieses Etwas, dieser Jemand verschwindet mit der Schneeschmelze. Und nichts zeigt, dass er fehlt, nichts, aber auch gar nichts weist auf ihn hin. Wie Lukrez bewegt auch Burnside philosophische Gedanken z.B.: dass »jedes Ding/ ins eigene Werden stirbt«. So bewegen sich seine Texte zwischen Werden und Vergehen, zwischen Licht und Dunkelheit und »Kreaturen/ eines unverhofften Mysteriums«. Als hörte man etwas in der Ferne und warte darauf, dass es lauter und erkennbar würde, »ein Geräusch etwa von Wasser/ oder sich scharenden Vögeln, // weit weg, im Beinahe-Gehörten, Fast-Erkennbaren/ ereignet es sich, einmalig, groß/ und unscheinbar, wie Eis oder Feuer.« Das könnte zu John Burnsides Gedichten gesagt werden. Sie sind von einer elementaren dichterischen Kraft und bewegen sich zwischen Diesseits und Jenseits, zwischen Sichtbarem und Unsichtbarem, zwischen Schwerkraft und Licht. Souverän und mit angemessener Ehrfurcht.

Brigitte Espenlaub

Bitte bestellen Sie die Printausgabe